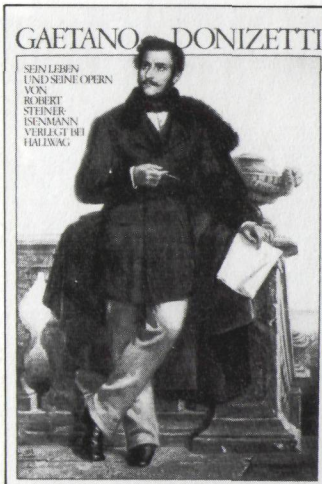


BUCH-KRITIK



Robert Steiner-Isemann:
Gaetano Donizetti. Sein Leben und seine Opern.

Hallwag Verlag,
Bern/Stuttgart 1982,
564 S., Abb., 59 DM

Es dürfte zutreffen, daß es eine Donizetti-Biographie in deutscher Sprache bisher nicht gab. Nun ist sie da: umfangreich, ausführlich, ergänzt durch Werkverzeichnis, einen detaillierten Opernführer und eine Discographie. Mit einem Schlag hat die schillernde Figur Donizettis auch für den deutschen Leser plastische Konturen gewonnen. Prinzipiell bleibt kaum ein Wunsch offen. Ob man die Art des Autors mag, hat jeder für sich zu entscheiden.

Der junge Schweizer Robert Steiner-Isemann legte den biographischen Hauptteil des Buches chronologisch an, bereite ihn romanhaft auf, sehr ins Detail gehend und in oft blumiger Sprache. (Den Namen eines Palastes charakterisiert er als „übelriechend-armengenössisch“, für frühere politische Verhältnisse findet er die Umschreibung „als die Uhren von den Herren in Venedig aufgezogen wurden“.) Nicht allzu oft, aber hin und wieder ergeben sich durch sein Schweizer Idiom sogar Abweichungen von der gültigen deutschen Grammatik.

Der Autor gesteht dem Neuankömmling auf Erden, Gaetano D., zunächst eine geräumige

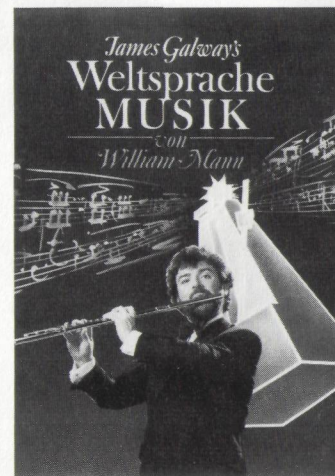
Wiege in Form eines geschichtlich-politischen Zustandsberichtes für den damals durch österreichische und französische Interessen bedrängten oberitalienischen Raum zu. Und er hält es weiterhin so: Die Erwähnung, daß Donizettis Bruder als Militärkapellmeister nach Konstantinopel ging, löst eine Lektion in türkischer Geschichte aus. Und da Gaetano selbst sein Schicksal an die „keuchende Metropole“ Neapel hing, mit ihrem „Himmel, in ungemischtes, bärenstarkes Blau gehüllt“, erfährt man auch über dieses kleine Königreich und seine Probleme etwas.

Solche Ausführlichkeit der Umfeldbetrachtung, die dem Verständnis der Zusammenhänge meist dienlich ist, doch auch verwirrend sein kann, wenn sie über die vielen Personen ausholt, denen der Komponist begegnet, diese Akribie der Darlegung begleitet den Schützling Simon Mayrs vom ersten Streichquartett bis zum letzten Opernmißerfolg. Als „eine Eule unter vielen“ hatte er sich beutegierig in das Auf und Ab eines von trickreichen Impresarii und intriganten Sängern verunsicherten Komponistenlebens gedrängt, hatte die Rivalität mit dem anscheinend glückvolleren Bellini ebenso durchlitten wie die Pein einer jahrzehntelangen Geschlechtskrankheit. Dieser mißt der heute erst 28 Jahre alte Autor, ein glühender Donizetti-Fan, der mit zwanzig angeblich schon alle 71 Opern gekannt hat, größte Bedeutung bei. Er stellt eine Beziehung her zwischen dem jeweiligen Stadium der Syphilis und der gerade entstandenen Oper, erklärt daraus und aus Donizettis sexueller Getriebenheit sowie einem allgemeinen Hang zur Perversion den Charakter und viele Details der Musik. Hier wird die Grenze zur Spekulation sicherlich überschritten, so sehr das ganze Buch sonst vom Bemühen um Genauigkeit mitgeprägt erscheint. Davon zeugen auch die vielen Hinweise auf Briefstellen, denen ein umfangreicher, eigener Abschnitt gewidmet ist. (Die Originalzitate werden allerdings meist unübersetzt wiedergegeben.)

Als für den Alltagsgebrauch

nützlichster Teil des Buches empfiehlt sich der Opernführer, der sogar die musikalische Struktur der Werke auffächert. Opern, die hier nicht behandelt werden, finden im Zuge der Biographie, die die Entstehung jedes Werkes lebendig schildert, breiteren Raum. Die Discographie listet auch alle dem Autor bekannten Privatpressungen auf, oft mit Hinweisen auf die eingespielte Fassung, freilich ohne Wertung der künstlerischen und technischen Qualität. Ein Fachwörterverzeichnis und eine Abhandlung über Interpretationsfragen komplettieren den Band.

Hermann Schönegger



William Mann:
James Galway's
„Weltsprache Musik“.

Schuler Verlagsgesellschaft,
Herrsching 1982,
360 S., zahlr. Abb. und
Notenbeispiele, 58 DM

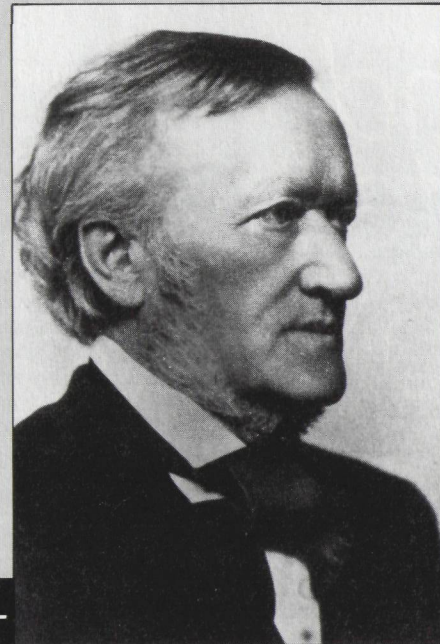
„Weltsprache Musik“ entstand aus der Zusammenarbeit von James Galway und William Mann bei der gleichnamigen Fernsehserie, die in Deutschland vom ZDF mitproduziert wurde. Der wohl weltbeste (sic!) Flötist der Gegenwart und der renommierte Musikkritiker der Times entwerfen in sechzehn lebendigen Kapiteln eine Entwicklungsgeschichte der Musik von den Ursprüngen bis zu den Klangexperimenten eines Stockhausen oder Cage.“ – Soweit der Klappentext des

mit 103 Farbbildern und 250 Schwarzweißfotos (davon 23 Notenbeispiele) komfortabel ausgestatteten Buches. Der erste Satz ist sachlich richtig, der zweite ist allenfalls eine Absichtserklärung. Oder man nimmt den Begriff „Entwurf“ wörtlich und gibt sich mit etwas Unfertigem zufrieden.

Der Leser merkt schon: die Lektüre hat beim Rezensenten höchst zwiespältige Eindrücke hinterlassen, sie war unbefriedigend. Das Werk kann so nicht weiterempfohlen werden. Dabei besticht es zunächst durchaus durch seine Aufmachung, durch die Vielzahl schöner und gut reproduzierter Bilder, durch ein lesefreundliches Layout, Neugier stimulierende Kapitelüberschriften und Untertitel, eine gute und übersichtliche Gliederung. Doch das Detail entpuppt sich als enttäuschend. Und dies sogar aus einer wohlwollenden Absicht heraus: der Autor überfordert sich selber und damit seine Leser.

Da soll offensichtlich alles musikgeschichtliche, kulturgeschichtliche, mythologische, biographische, soziologische, enzyklopädische Wissen über die Musik des Abendlandes weit vor Adam und Eva (schon von den Primaten) bis zum „Schock der Moderne“ in einen Seitenumfang hineingezwängt werden, den bereits die Aufzählung aller Werktitel, Komponisten- und Künstlernamen füllen würde. Und genau dies ist denn im Endeffekt auch das vorherrschende (Aufzählungs-)Prinzip der Seiten 11 bis 349. Selbst Bildunterschriften müssen als Faktenspeicher herhalten, gelegentlich bis zum Rikül. Stilistisch aufgelockert wird diese Reihungstechnik durch nichtssagende Worthüllen. Ständig ist von „wundervollen“, „äußerst attraktiven“, „beliebten“ Werken und Künstlern die Rede, deren Weltsprache „Lingua franca“ jedermann beglückt.

Der Textautor William Mann ahnt aber auch, daß seine Absicht „natürlich nie ganz gelingen (kann), da ein Buch nicht das gleiche ist wie eine Fernsehsendung“. Wie recht er hat! Kurz: Wir haben es mit der Fleißarbeit einer gewaltigen



WAGNER-

TASCHENBÜCHER: KURZ UND BÜNDIG

Vom Wagner-Jahr 1983 profitiert der Leser weit mehr als der Schallplatten-Hörer, dem ein zur Zeit kaum zu überbietendes Repertoire zur Verfügung steht. Einige Großpublikationen kamen heraus, aber vor allem haben die Taschenbuch-Verlage reagiert. Aus ihren Erst- und Wiederauflagen läßt sich eine durchaus erschwingliche kleine Wagner-Bibliothek zusammenstellen, deren Mittelpunkt die Autobiographie „Mein Leben“ (Goldmann/Schott, 16,80 DM) sein

müßte. Wagner-Anfänger sollten mit ihr beginnen, denn sie vermittelt neben Fakten und Geschichten viel Atmosphärisches.

Die nötige Interpretation dazu liefern Martin Gregor-Dellins „Richard Wagner – Sein Leben, sein Werk, sein Jahrhundert“ (Goldmann/Schott, 16,80 DM) oder Hans Gals „Richard Wagner – Versuch einer Würdigung“ (Fischer, 9,80 DM). Gregor-Dellin ackert sein Thema mit äußerster Denk-Intensität durch, stellt wichtige Bezüge

her, deutet höchst kenntnisreich. Gal identifiziert sich nicht unbedingt mit seinem Gegenstand, macht aus brauchbarer Distanz auf Wagners „Widersprüche und Unbegreiflichkeiten“ aufmerksam. Auch das eine lehrreiche Lektüre. Dazu empfiehlt sich als biographisches Konzentrat die von Gregor-Dellin zusammengestellte, zu rascher Übersicht verhelfende „Wagner-Chronik“ (dtv/Bärenreiter, 8,80 DM).

Die Texte der Musikdramen von den „Feen“ bis zum „Parsifal“ stehen mit einem Vorwort von Joachim Kaiser zur Verfügung (dtv, 16,80 DM). Beigegeben sind die nötigsten Dokumente, also eigentlich nur ein Minimum. Es gibt da weit opulenter ausgestattete Einzelausgaben. Zum Beispiel die der „Feen“, von den Herausgebern Michael von Soden und Andreas Loesch mit dem ganzen wichtigen Drumherum versehen (insel, 14 DM). Oder die des „Fliegenden Holländers“ in der von Attila Csampai und Dietmar Holland sorgfältig betreuten Ausgabe von Werkmonographien (rororo/Ricordi, 14,80 DM). Für notenkundige Wagner-Freunde gehören zu den Texten selbstverständlich die Partituren. Als Billig-Angebot ist im Jubiläums-Jahr der Riesenbrocken des „Ring“ in fünf Bänden zu haben (Schott, 178 DM).

Die kleine Wagner-Bibliothek wäre mit diesen Büchern halbwegs komplett. Wer Lust an Beiwerk hat, kann sich zusätzlich versorgen. Etwa mit der zuerst 1876 erschienenen, 1903 in vermehrter Auflage publizierten Sammlung „Hurenquarium und andere Unhöflichkeiten“ (dtv, 4,80 DM). Sie wurde von Wilhelm Tappert zur

„Gemütsergötzung in müßigen Stunden“ zusammengetragen und enthält Beschimpfungen in alphabetischer Stichwort-Folge. Auch sie ist ein Kapitel Wagner-Rezeption. Zu diesem Kapitel gehören ebenfalls die Parodien. Wolfgang W. Parth liefert unter dem Titel „Der Ring, der nie gelungen“ (Heyne, 9,80 DM) eine hübsche Sammlung, dazu Satirisches und Karikaturen. Klugerweise hat er die Parodien durch Zwischentexte erklärend verbunden. So komisch wie sie damals gewirkt haben mögen, lesen sie sich heute nämlich nicht mehr. Das fällt vor allem auf bei den von Dieter Borchmeyer und Stephan Kohler ausgewählten „Wagner-Parodien“ (insel, 10 DM), bei deren Lektüre erst das Nachwort Nachhilfe leistet. Auch hier ist Nestroy vertreten, weiter Rosendorfer mit seinem recht gequält wirkenden Stück „Don Tristano e Donna Isotta“ – eine Erstveröffentlichung, wie auch Pfitzners „Café Lohengrin“. Diese kleine Parodie hat köstlichen Witz, weil Wagners hehre Diktion nicht nochmal übertrieben, sondern mit einer unsäglich banalen Situation kombiniert wird.

Als „ersten Versuch“ bezeichnet Alexander Witeschnik seine Anekdoten-Sammlung „Wer ist Wotan?“ (dtv, 6,80 DM). Erstaunt nimmt man zur Kenntnis, daß gute Anekdoten über und in Sachen Wagner, der doch ein sehr origineller Mann war und noch nach seinem Tod originale Situationen auslöste, „dünn gesät“ sind. Man könnte Witeschnik, dessen Kollektion durchaus Spaß macht, ohne großes Nachdenken auf diverse Quellen aufmerksam machen.

Hans Göhl

Kompilation zu tun, die nichts an all- und altbekannten Hinstörchen für den Kenner ausläßt, den Anfänger jedoch durch das lexikalische Bombardement an Namen und Fakten in Kurzform schnell ermüdet. Beide langweilen sich an einem Buch, das sich in naiv-rührender Weise ständig darum bemüht, gerade nicht langweilig zu sein. Dafür stehen vor allem die „spannenden“ Kapitel-Ankündigungen der ständig unerfüllten Hoffnungen. Oder liegt das alles an einer angelsächsischen Denk- und Schreibweise,

die das Übersetzerteam gar nicht oder nur teilweise bewältigt hat? Jedenfalls gibt es eine Menge Zugaben an Stilblüten, die mit fortschreitender Lektüre ärgerlich, ja, peinlich werden: „Die vierte (Sinfonie von Sibelius) in a-Moll ist die kürzeste und vielleicht vollkommenste von den sieben, obwohl man mehreren den Vorrang einräumen könnte.“ So auf Seite 244, aber längst nicht das einzige Blabla. Oder: „Puschkin inspirierte viele russische Musiker, lange noch nach seinem plötzlichen Tod in einem Duell.“

Natürlich kommt auch dieses Weltsprachen-Buch nicht ohne Fachausdrücke und musikalische Begriffe aus. Obwohl viele grafisch hervorgehobene Text-einschübe speziellen Fach erläutungen vorbehalten sind, erwarte man aber nicht, exakte Lern- und Unterrichtshilfen zu erhalten. Gefühl, schöne Worte und Bilder sind hier eben alles. Und die Mitarbeit von James Galway? Ein reiner Werbe-Gag mit Blickfang auf dem Farbumschlag und mit einem wenig aussagekräftigen Vorwort. Stichproben verwei-

sen die unvermeidlichen Unkorrektheiten und Druckfehler in Grenzen (z.B. Seite 142: Haydns Sinfonie Nr. 104 heißt „Salomon-Sinfonie“; Seite 332: Stockhausen wurde 1928 geboren). Neuere Erkenntnisse zur Haydn-, Mozart- und Mahler-Rezeption bleiben unberücksichtigt. Und die Rezeption der Avantgarde? „Auch unsere Aufnahmefähigkeit muß sich weiterentwickeln, jederzeit ‚die Ohren aufzuhalten‘, wie es der Vater von Charles Ives einmal formuliert hat.“ So einfach ist das.

Gerhard Pätzig